

Medienrhetorik

Hyper-Correctness in den USA – und bei uns?

Political Correctness führt in den USA bereits zur Hexenjagd, und die Kommunikationslandschaft mutiert zunehmend zum Minenfeld. Auch die Medien sind betroffen. Die grotesken Forderungen der Sprachpolizisten schiessen am Ziel vorbei und geben Provokateuren wie Donald Trump sogar Auftrieb. Dieser schert sich keinen Deut um Political Correctness, und dies wird von vielen geschätzt.

Text: Marcus Knill* Bild: Keystone



Donald Trump: der nächste amerikanische Präsident?

Zum Thema Political Correctness finden sich viele bezeichnende Beispiele, so auch auf NZZ online. Nachfolgend ein Auszug eines Artikels zur Situation an amerikanischen Universitäten, an denen sich viele Lehrende vor ihren Studenten ängstigen:

Schon das männlich konnotierte Wort «Student» birgt, im Deutschen zumindest, was man in den USA eine «microaggression» nennt – einen Mini-Gewaltakt mithin, der die Frauen eliminiert.

Mini-Agressionen sind sprachliche Wendungen, die als verletzend aufgefasst werden könnten. Nach Campus-Richtlinien gehört dazu etwa die Frage, wo man geboren wurde – weil sie impliziere, der oder die Befragte sei womöglich kein(e) richtige(r) Amerikaner(in). Der Satz «I believe the most qualified person should get the job» steht bei kalifornischen Hochschulen ebenso auf dem Index wie «America is the land of opportunity». Immerhin könnte Letzteres andeuten, dass, wer seine Chance nicht ergreift, selber schuld sei.

In Harvard verlangen Jura-Studentinnen neuerdings, dass das Thema Vergewaltigung aus dem Lehrplan gestrichen wird, weil es Traumata wiederbeleben könnte. Es gibt Studierende, die schon das Wort «violation» (wie in «violates the law») für unzumutbar halten. An der Northwestern University wurden «safe spaces» für diverse Identitätsgruppen eingerichtet, die keiner sonst aufsuchen darf. Und im ganzen Land werden sogenannte «Trigger-Warnungen» appliziert, wenn ein Text etwa von sexuellen Übergriffen (Ovids «Metamorphosen») oder Antisemitismus (Shakespeares «The Merchant of Venice») handelt. Wer sich durch die suizidalen Implikationen in Virginia Woolfs «Mrs. Dalloway» bedroht oder durch Huckleberry Finns rassistische Ausdrucksweise beleidigt fühlt, muss am Unterricht nicht mehr teilnehmen. Am Oberlin College in Ohio hat man die Texte schon einmal vorsorglich von aller Anstössigkeit befreit.

Ein weiterer Posten auf dem Campus-Index ist das, was man «cultural appropriation» nennt: die Aneignung kultureller Merkmale oder Stereotype einer Ethnie, der man selbst nicht angehört.

An der University of Washington wurde zu Halloween ein Dresscode-Video verschickt: Kostüme mit stereotypen Signalen seien tabu. An der Bowdoin wurden Studenten diszipliniert, weil sie Mini-Sombreros zu einer Tequila-Party getragen hatten. An der University of Louisville entschuldigte sich der Präsident bei allen Latinos, weil er zu Halloween in einem Indio-Poncho aufgekreuzt war.

Diese Sombrero-Panik hat mittlerweile sogar die Nahrungsaufnahme erreicht. Am Oberlin College eskalierte unlängst ein Streit über das Essen im campuseigenen «African Heritage House». Die Studenten protestierten, es sei nicht authentisch – und folglich eine Herabsetzung afrikanischer Sitten. Auch die Cafeteria kam unter Beschuss, weil dort Sushi und Bánh mì mit falschen Zutaten im Angebot waren, was die Kultur der Japaner oder der Inder der Lächerlichkeit preisgebe.

Dozierende müssen heutzutage nicht nur Sensibilitätstrainings absolvieren, sie müssen auch stets darauf gefasst sein, dass den empfindlichsten unter ihren Studierenden etwas aufstossen könnte. Das Wort «Brüste» aus dem Mund einer männlichen Lehrperson kann Millionenklagen auslösen (NZZ online, «Political Correctness in den USA – Hexenjagd auf dem Campus», Andrea Köhler, 21.6.2016).

Diese Hypersensibilität an den amerikanischen Universitäten schwächt jede Form des intellektuellen Denkens, das gerade in der Auseinandersetzung mit verschiedenen Positionen gedeiht, von Humor oder Ironie ganz zu schweigen.

Die Correctness-Welle hat inzwischen sämtliche Lebensbereiche des Campus erfasst. Die Antidiskriminierungsstatuten wurden erheblich erweitert, und «nicht willkommene» Ausdrucksweisen sind bereits unter sexueller Belästigung zu finden. Jeder kann heute seine subjektiven Gefühle als objektiven Grund für eine Belästigungsklage ins Feld führen. Jede Beschwerde führt zu zeitaufwendigen Meetings. Es kommt zu Untersuchungen mit Konsequenzen bis hin zu Entlassungen. Wenn Mini-Gesten bereits Alarm auslösen können, ist es nicht verwunderlich, dass eine Hexenjagd-Atmosphäre entsteht.

Die Hypersensibilität hat nichts mehr mit dem allgemeinen Konsens zu tun, der Dis-



Marcus Knill (www.knill.com), Experte für Medienrhetorik, analysiert und coacht seit Jahren Politiker und Führungskräfte. Er ist auch Autor der viel beachteten virtuellen Navigationsplattform für Kommunikation und Medien www.rhetorik.ch.

kriminierungen ahndet und traumatisierte Menschen unterstützt. Im Gegensatz zur ersten Political-Correctness-Welle in den Neunzigerjahren geht es in den USA nun vor allem um das emotionale Wohlbefinden einer verwöhnten Generation, die als übersensibel gilt. Die Hyper-Correctness führt erstaunlicherweise dazu, dass sich eine neue Form der Segregation breitmacht, indem sich Gruppen unterschiedlicher Minderheiten aus dem Weg gehen. Sie wollen nicht mit anderen Ansichten konfrontiert werden.

ÜBRIGENS:

Es ist zwar schön, wenn Studierende sich heutzutage aussuchen können, welcher der Gender-Identitäten sie sich zugehörig fühlen. Dass die Lehrenden neuerdings aber jede und jeden im Seminar zu fragen haben, wie sie oder er angesprochen zu werden wünsche, dürfte nicht nur das Lehrpersonal überfordern (Facebook listet 71 Gender-Optionen auf).

Hierbei sei an die Debatte (2012) um das Geschlecht Gottes erinnert: Mit einer Äusserung in der *Zeit* hat die 35-jährige deutsche Bundesfamilienministerin Kristina Schröder (CDU) unter ihren Christdemokraten einen Sturm der Entrüstung ausgelöst. Auf die Frage, wie sie ihrer anderthalbjährigen Tochter Lotte erkläre, dass es «der liebe Gott» heisse, antwortete sie zur Empörung vieler: «Der Artikel hat nichts zu bedeuten. Man könnte auch sagen: das liebe Gott.»

* Marcus Knill (www.knill.com), Experte für Medienrhetorik, ist auch Autor der viel beachteten virtuellen Navigationsplattform für Kommunikation und Medien www.rhetorik.ch.

Oder an das Ansinnen der Stadt Bern, die alle Wörter ausmerzen wollte, die angeblich Frauen diskriminieren würden. Vieles sollte neu formuliert werden. Hier einige Änderungsvorschläge (diese stammen laut *20 Minuten* vom Bund):

Mutter/Vater	der Elternteil oder das Elter
Mannschaft	Team
Fussgängerzone	Flanierzone
anwenderbezogen	praxisbezogen
Benutzerhandbuch	Bedienungsanleitung
Mitarbeitergespräch	Qualifikationsgespräch
Einwohnerbefragung	Bevölkerungsbefragung
leserfreundlich	lesefreundlich
Arztpraxis	Praxis für allgemeine Medizin
Besucherparkplatz	Gästeparkplatz
Buchhalterdiplom	Buchhaltungsdiplom
Anfängerkurs	Einstiegskurs
Lehrerzimmer	Pausenzimmer
Patientenzimmer	Wartezimmer
Kundenberatung	Kundschaftsberatung

Wenn wir die überkorrekten Sprachpolizisten nicht stoppen, müssen wir damit rechnen, dass in Krippenspielen künftig kein Kind mehr als Mohr eingeschwärzt werden darf und an der Fastnacht Eskimo- oder Indianerkostüme verboten werden. Es ist kein Witz: Kinderbücher und weiteres altes Kulturgut sind in den USA bereits umgeschrieben worden. Es besteht die Gefahr, dass dies bei uns ebenfalls geschieht.

Christliche Fundamentalisten, die die Evolutionslehre ablehnen, brachten es fertig, dass das Wort «Dinosaurier» aus amerikanischen Schulbüchern verbannt wurde, und feministische Rhetorikerinnen lehnten sich gegen das Wort «Schneemann» auf. Es sollte stattdessen von einer «Schneeperson» die Rede sein. Das Kinderbuch «Die kleine blaue Lokomotive» (The Little Engine That Could) wurde schon aus Schulstuben verbannt, weil der Zug männlich ist.

Während Ausdrücke wie «negro» oder «gringo» zu Recht beanstandet wurden, sollten gemäss amerikanischen Sprachpolizisten auch Wörter wie «dolphin» vermieden werden. Kinder aus dem Landesinnern hätten keinen Bezug zu diesem Tier und könnten

an Prüfungen daher schlechter abschneiden. Das Buch «Der freundliche Delphin» (The Friendly Dolphin) wurde so aus den Lehrstuben verwiesen. Ebenfalls in den USA wurde 2003 eine staatliche Schulprüfung, in der es darum ging, einen Aufsatz über einen «Schneetag» zu verfassen, für ungültig erklärt, weil es Kinder hätte geben können, die noch nie Schnee gesehen haben. Bei allen Beispielen wurde ausser Acht gelassen, dass die meisten Kinder im Internetzeitalter virtuell bereits mehrmals um die Welt gereist sind.

Auch Anspielungen auf Rassenunterschiede werden oft gestrichen, selbst aus älteren Literaturtexten, obwohl gewisse Erlebnisse erst durch den Umstand, dass ein weisses Kind in einem schwarzen Stadtviertel lebt oder ein Schwarzer als Sklave in einer weissen Familie arbeiten muss, aussagekräftig werden. Sprachpolizisten säubern Texte weiter hinsichtlich Bezügen auf Religion, Ethnie, Sex oder auch Drogen. Märchen werden verboten, weil Prinzessinnen sexistisch seien und Zauberer unchristlich. Hinweise auf Speck und Eier oder Eis werden nicht mehr so ohne Weiteres akzeptiert, dies aus Vorbehalten bezüglich der Essgewohnheiten von Kindern. Wörter wie «Jacht» oder «Polo» sind schon verbannt worden, weil sie elitär seien. Begriffe wie «Bücherwurm» oder «blind» werden vermieden, weil sie als anstössig gelten, und Ausdrücke wie «zur Höhle» seien zu stark und das Wort «Gott» zu religiös.

In Kommunikationsprozessen müssen Vereinbarungen festgelegt und Regeln eingehalten werden. Willkürliche Zensur und sektiererhaftes Verhalten ist indessen fragwürdig und kontraproduktiv. Die Gründe für die zweifelhaften Sprachkorrekturen sind verschiedenartig:


- Ethnisch, zum Beispiel rassistisch
- Religiös, zum Beispiel blasphemisch, sektiererisch
- Geografisch, zum Beispiel ungleicher Erfahrungsbereich
- Sozial, zum Beispiel elitär, ärmlich
- Randgruppen, zum Beispiel blind, krank, alt
- Geschlechtlich, zum Beispiel sexistisch
- Markenschutz, zum Beispiel generische Wörter, versteckte Werbung

- Vorbildfunktion, zum Beispiel Süssigkeiten, Fastfood, Sex, Drogen, raue Sprache

Der blutleere und abgeschliffene Lesestoff wird dann mittels anderer Kanäle kompensiert. Die Popkultur zum Beispiel füllt das Vakuum mit ihrer Fülle von Reizen.

FAZIT:

Machen wir uns nichts vor: Die Situation wird sicher nicht von selbst wieder «normal» werden. Erinnern wir uns an die Rechtschreibreform in Deutschland vor fast zwanzig Jahren, die zum Beispiel die segensreiche Neuerung von «drei Konsonanten hintereinander» gebracht hat.

Kultur dieser Art ist dem Normalverbraucher schwer als gut oder schön zu erklären, leider aber wohl kaum zu verhindern. 

1/1

XXXXXX